SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Lebenslauf und Regulation in Paarbeziehungen: Bestimmungsgründe der Ungleichheit familialer Arbeitsteilung

Levy, Rene; Ernst, Michele

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Levy, R., & Ernst, M. (2002). Lebenslauf und Regulation in Paarbeziehungen: Bestimmungsgründe der Ungleichheit familialer Arbeitsteilung. *Zeitschrift für Familienforschung*, *14*(2), 103-132. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-282552

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

René Levy & Michèle Ernst

Lebenslauf und Regulation in Paarbeziehungen: Bestimmungsgründe der Ungleichheit familialer Arbeitsteilung[1]

Life course and regulation in couples: Explanatory factors of inequality in the familial division of labour

Zusammenfassung
Anhand einer kürzlichen Befragung der Partner zusammenlebender Paare in der Schweiz werden klassische und weniger klassische Erklärungsfaktoren für die Ungleichheit der Verteilung von Familienarbeit zwischen den Partnern exploriert. Gegenüber einer eher schwachen Bestätigung ressourcentheoretischer Aspekte erweist sich der Familienzyklus als stark prägende Größe, welche sich vor allem über die weibliche Erwerbsbeteiligung auf die Feminisierung oder Egalisierung der Familienarbeit auswirkt. Ein institutioneller Erklärungsansatz in termini geschlechtsattribuierter komplementärer Masterstatus wird vorgeschlagen.

Schlagworte: Familie, Geschlechterverhältnis, Familienarbeit, Berufstätigkeit, Ungleichheit, Zeitregime, Lebenslauf, Familienphasen, Schweiz

Abstract
On the basis of a recent survey of couples living together in Switzerland, classical and less classical explanatory factors of the unequal division of family labour between the partners are explored. Resource-theoretical aspects are only modestly confirmed whereas the family cycle emerges as a strong condition that develops its effects concerning feminisation or equal distribution of family labour mainly through the female partner's occupational activity. An institutionalist approach is proposed, based on the concept of sex-typed complementary master-statuses.

Key words: family, gender, family work, occupational work, inequality, time regime, life course, family cycle, Switzerland

---

1 Diese Arbeit ist aus den Analysen der schweizerischen Familienstudie hervorgegangen, die vom Schweizerischen Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung gefördert wurde (# 5004-47772-1). Sie ist stark der mehrjährigen Zusammenarbeit innerhalb des Projektteams verpflichtet, vor allem mit Jean Kellerhals, Eric Widmer und Raphaël Hammer. Für den vorliegenden Text tragen selbstredend die Autoren die alleinige Verantwortung.

Wie autonom bestimmen zusammenlebende Paare ihre Interaktionsstrukturen?

Seit den 70er Jahren hat sich die Infragestellung der Ungleichheit zwischen Mann und Frau so weit generalisiert, dass es in westlichen Gesellschaften am Ende des 20. Jahrhunderts nicht mehr denkbar war, öffentlich Geschlechterungleichheit – und wäre es in einem so privaten Bereich wie der Familienorganisation – zu befürworten. Zudem werden nicht nur in den Medien, sondern häufig auch innerhalb der Sozialwissenschaften die demographischen Trends seit den 60er Jahren (steigende Scheidungsraten, sinkende Heirats- und Geburtsraten, steigender Anteil von Einpersonenhaushalten und von Einelternfamilien usw. einerseits, Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit andererseits) meist dahingehend interpretiert, dass die Zersetzung traditioneller Formen familialen Zusammenlebens inzwischen so weit gegangen ist, dass solche empirisch kaum mehr anzutreffen sind (z.B. Beck et al. 1996; Beck/Beck-Gernsheim 1994). Gegenüber diesem radikalen Wandeldiskurs haben vor allem europäische Autoren zunehmend für ein skeptischeres Augenmaß plädiert (Bertram 1991; de Singly 1991; Hettlage 1992; Vaskovics 1994; ein stärker den Wandel betonender Grundton findet sich in Crompton 1999). Auch die weithin dokumentierte steigende weibliche Erwerbsbeteiligung führt offensichtlich nicht ohne weiteres zu entsprechenden Änderungen der innerfamilialen Arbeitsverhältnisse, wie schon Höpflinger & Charles (1990) feststellten.

Die Frage nach dem Stand der innerfamilialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern bleibt um so aktueller, als die Diagnostik durch die Generalisierung eines grundsätzlichen Gleichheitsdiskurses problematischer wird. Während etwa zu Beginn der 70er Jahre (Held & Levy 1974) in Befragungen noch relativ problemlos Behauptungen zur Stellungnahme vorgelegt werden konnten, welche explizite Normen im Sinne traditionaler Rollentrennung und Entscheidverteilung zum Gegenstand hatten, wäre heute zu befürchten, dass Aussagen wie etwa „Die Erziehung der Kinder ist in erster Linie Sache der Mutter und nicht des Vaters“ (Akzeptanz von Rollentrennung) oder gar „Wenn die Frau nicht gleicher Meinung ist wie ihr Mann, sollte in der Regel sie nachgeben“ (Akzeptanz männlicher Dominanz) inzwischen einer so verbreiteten Norm der egalitären *political correctness* unterliegen, dass sie nicht einfach Ablehnung der Aussagen, sondern Verweigerung der Befragung zu provozieren drohen. Daraus kann nun aber nicht gefolgert werden, dass in der Alltagspraxis die Paar- oder Familienorganisation egalitär geworden wäre. Angesichts der erwähnten skeptischen Stimmen ist vielmehr zu fragen, ob nicht die Normen wesentlich egalitärer geworden sind als die Praxis, und wenn das zutreffen sollte, welche Kräfte die faktische Traditionalität der Paarorganisation zusätzlich zu den normativen Überzeugungen der Partner bestimmen.[2] Dieser Frage will die vorliegende Untersuchung nachgehen.

2 Unser Hauptinteresse liegt auf der innerfamilialen Ungleichheit. Wir verwenden dennoch gelegentlich den unpräziseren Begriff der Traditionalität, weil es auch darum geht, zu bestimmen, in welchem Ausmaß Traditionen in diesem Bereich aufgelöst worden sind. Dabei ist es allerdings wichtig, die Traditionalität der personalen Zusammenset-

In theoretischer Hinsicht kann diese Fragestellung im Horizont sehr unterschiedlicher Grundhypothesen angegangen werden. Zunächst ist in Bezug auf das familiale System zwischen endogenen und exogenen Bestimmungsgründen zu unterscheiden. Zwei recht verschiedene endogenistische Ansätze ergeben sich aus einer vorwiegend makroskopisch konzipierten Systemtheorie und dem stärker mikrosoziologisch ausgerichteten Konstruktivismus. Aus den Grundannahmen der ersteren (Luhmann 1984, 1997) ergibt sich, angesichts der relativen Spezifität der Familie und ihrer Differenzierung gegenüber ihrer Umwelt, die Erwartung eines hohen Grades an Autopoiesis, d.h. einer vorherrschend endogenen Systemdynamik mit wenig exogenen Bestimmungsfaktoren, welche den Entwicklungsgang der „eigensinnig" sich ausdifferenzierenden Binnenstruktur modifizieren würden.[3] Aus konstruktivistischer Sicht, wie sie bereits von Berger & Kellner (1964) vorgezeichnet wurde, ist ebenfalls das Vorherrschen endogener Impulse zu erwarten, wobei allerdings hier die konkreten Aushandlungsprozesse zwischen den Partnern maßgebend sein dürften, und damit einerseits die beiderseitigen normativen Überzeugungen, andererseits doch auch die externe Einbettung, diesbezüglicher Bewertungen, Projekte und Strategien. Zwei eher exogenistische Ansätze können ihnen gegenübergestellt werden, zum einen die klassische Ressourcentheorie von Blood & Wolfe (1960), die zwar in erster Linie zur Erklärung der innerfamilialen Machtverhältnisse entwickelt wurde, aber auch mit der Rollenstruktur in Verbindung gebracht werden kann (Höpflinger & Charles 1990), zum anderen die neoinstitutionalistische Hypothese, wesentliche Stabilisatoren einer traditionalen oder weniger traditionalen Geschlechterspezifik der Familienorganisation lägen in der institutionellen Umwelt, in deren Options- und Zwangsstruktur Paare und Familien ihr Leben zu bewältigen haben (Krüger & Levy 2000).[4]

---

zung von der strukturellen Traditionalität der Familie zu unterscheiden. Wichtige Aspekte der kompositionalen Traditionalität (entspricht das vorhandene Personal der traditional normierten „Besetzung"?) werden von demographischen Daten erfasst, ihr Wandel kann durch entsprechende Zeitreihen dokumentiert werden: Vorhandensein eines Elternpaars, Vorhandensein und Zahl von Kindern, Ehedauer, Scheidungshäufigkeit, Wiederverheiratungen u.ä. Die strukturelle Traditionalität ist vor allem durch das Ausmaß geschlechtsspezifischer Bereichssegregation und Machtgefälle gekennzeichnet und entgeht demographischen Analysen völlig. Der mediale Diskurs über Veränderungen des Familienlebens macht diesen Unterschied selten und schließt meist von kompositionalen Änderungen auf solche der Struktur. Demgegenüber ist es selbstverständlich durchaus denkbar und auch wahrscheinlich, dass ein beträchtlicher Anteil von nicht traditional zusammengesetzten Familien (monoparentale, rekomponierte) strukturell traditional verfasst sind.

3 Ob Luhmann mit einer so extremen „Ableitung" einverstanden wäre, mag dahingestellt bleiben. Personale Charakteristika (Zielsetzungen, Absichten, Ressourcen usw.) sollten jedenfalls in einer Perspektive, die individuelle Personen zur Umwelt der sozialen Systeme rechnet, gegenüber deren autopoietischen Mechanismen eine untergeordnete Rolle spielen, selbst wenn es sich um besonders kleine Systeme und um deren „dominante" personale Mitglieder handelt.

4 Diese Hypothese, die auf das „doing gender" nicht primär auf der interindividuellen, sondern auf der institutionellen Ebene abhebt, wurde nach dem Verfahren der *grounded*

Anzumerken bleibt, dass keiner dieser theoretischen Ansätze geschlechtsspezifische Ungleichheiten endogen erklärt, sondern allenfalls für exogene Faktoren offen bleibt, wie dies typischerweise für die Ressourcentheorie gilt.[5] Ob alle Bestimmungsgründe innerfamilial feststellbarer Geschlechterungleichheit tatsächlich nur außerhalb der Familie angesiedelt sind, wie es diese theoretischen Bezüge unausgesprochen unterstellen, mag man bezweifeln. Wir möchten zumindest eine Hypothese mitführen, welche offen Diskrimination im Paar thematisiert und sich nicht auf eine konstruktivistische Sichtweise beschränkt (Beer 1984). Nach dieser Hypothese setzen sich Männer auch dann in der Konstruktion der familialen Realität eher durch, wenn dies nicht durch anderweitige Unterschiede (etwa in der Ressourcenausstattung) begründet ist. Auch diese Hypothese ist letztlich nicht familienspezifisch, sondern geht davon aus, dass männliche Privilegierungstendenzen gesamtgesellschaftlich stärker und kulturell legitimierter sind als weibliche Egalitätstendenzen, ohne diesen Tatbestand einem besonderen Teilsystem originär zuzuordnen.[6]

In diesem theoretischen Horizont möchten wir die Frage nach Bestimmungsgründen der geschlechtsspezifischen Ungleichheit der innerfamilialen Arbeitsteilung angehen. Dazu ist zunächst eine weitere konzeptuelle Klärung des umfassenden Begriffs der Familienorganisation nötig, für die wir uns auf die Arbeiten der schweizerischen Familienstudie stützen, von der auch unsere Daten stammen (Kellerhals et al. 2002).

theory aufgrund empirischer Forschung entwickelt. Theoretisch kann sie in der Nachbarschaft des amerikanischen Neoinstitutionalismus (DiMaggio & Powell 1991, Bielby 1999) gesehen werden, der zugleich die menschliche „agency“ und deren institutionelle Rahmung betont.

5 Eine andere Gruppierung nehmen Röhler et al. (2000) vor, die sich stärker an Theorieansätzen orientiert, die direkt zur Erklärung familialer Arbeitsteilung entwickelt wurden. Diese Autoren legen auch eine nützliche Übersicht neuerer Studien in der BRD und den USA vor, welche hier nicht verdoppelt werden soll. Aus demselben Grund sollen hier die Vor- und Nachteile verschiedener Hypothesen nicht nochmals auf theoretischer Ebene erörtert werden.

6 Es fällt auf, dass besonders im Umfeld differenztheoretischer Diskussionen von Diskrimination kaum mehr die Rede ist. Das mag der strukturabgewandten Sicht zuzuschreiben sein, die der „cultural turn“ gerade im Bereich der *gender studies* gefördert hat. Wir halten demgegenüber an einer Unterscheidung kultureller und struktureller Aspekte der Sozialorganisation fest, die es nahe legt, selbst in weitgehend informellen Systemen auch nach Machtelementen und nicht nur nach interaktionistisch-situativ reproduzierten Identitätsmustern zu fragen (Levy 2001).

Familiale Arbeitsteilung: komplexer Bezugsrahmen, operationale Vereinfachung

Zur konzeptuellen Verortung unserer Fragestellung gehen wir von der von Kellerhals (1987, 1991) entwickelten integrativen Sicht der Paar- oder Familiendynamik aus, die zwei komplexe Grunddimensionen der Interaktionsstrukturierung ins Zentrum stellt, Kohäsion und Regulation.[7] Unter *Kohäsion* wird die Handhabung der inneren und äußeren Grenzen des Systems verstanden; die Beschaffenheit der internen Grenzen betreffen die Handhabung der Beziehungen zwischen den Partnern im Sinne der Polarität zwischen Autonomie oder Fusion, jene der externen Grenzen die gemeinsame Beziehung zur engeren oder weiteren sozialen Umgebung im Sinne von Öffnung oder Abschließung. Eine in unserem Zusammenhang weniger wichtige dritte Komponente der Kohäsion ist die Orientierung des Paares, die durch die Polarität intern versus extern lokalisierter Ziele gekennzeichnet werden kann. *Regulation* meint demgegenüber die Organisation der Beziehungen und Tätigkeiten, die zur sozialen (Re-)Produktion des Systems gehören, im wesentlichen Rollendefinitionen, Hierarchisierung und Routinisierung. Zwei Rollenaspekte können dabei unterschieden werden, Beziehungs- und Aufgabenzuschreibungen. Hierarchisierung kann im Fall der Paarstruktur kaum vom Machtaspekt unterschieden werden, allenfalls sind verschiedene methodologische Zugänge zur Machtidentifizierung denkbar (etwa im Sinn der in *community studies* entwickelten positionalen, dezisionalen und reputationalen Methoden). Routinisierung schließlich meint das Ausmaß, in dem die Benutzung der verfügbaren Zeiten und Territorien normativ festgelegt ist. Dieses konzeptuelle Spektrum ist breiter als das, was gemeinhin als Hauptmerkmale traditionaler Familienorganisation angesehen wird. Obwohl seit den ersten Formulierungen des funktionalistischen Modells (Parsons & Bales 1955) keine dieser Dimensionen in der Forschungsliteratur klar dominiert, kann davon ausgegangen werden, dass die beiden wichtigsten strukturellen Aspekte des traditionellen Modells die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung – im Extremfall im Sinn einer konsequenten Segregation zwischen weiblich typisierten privaten und männlich typisierten öffentlichen Handlungsfeldern – und die Machtverteilung anzusehen sind. Beide gehören klar in den Bereich der Regulation, schöpfen ihn jedoch nicht völlig aus. Wir werden uns im Folgenden auf den Aspekt der Arbeitsteilung und insbesondere die dabei vorhandene Ungleichheit konzentrieren; empirisch zeigt sich jedoch, dass alle diese Aspekte in einem deutlichen Zusammenhang stehen (für eine analoge Zentrierung vgl. Shelton 1999).

7 Zur Unterscheidung von Paar und Familie halten wir uns an die kompositionale Definition der Kernfamilie, die aus einem Paar und den mit ihm zusammenlebenden Kindern besteht. Da die hier benützten Dimensionierungen die familiale Kleingruppe als System beschreiben, ist das Vorhandensein von Kindern definitional nicht ausschlaggebend. Wir werden jedoch zeigen, dass es empirisch eine ausschlaggebende Rolle spielt.

Wir gehen von einer Vielzahl möglicher Bestimmungsgrößen der innerfamilialen Ungleichheit im Sinn der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung aus.[8] Dazu gehört grundsätzlich das ganze Spektrum der sozialen Positionierung der Individuen, aber auch die gegenseitige Beeinflussung der Partner. Wir nehmen jedoch an, dass neben den konventionellen Ressourcen oder Statuspositionen der Partner auch ihre außerfamilialen Partizipationen, namentlich jene an der Berufswelt, sowie Lebenslaufaspekte eine besondere Rolle spielen, unter letzteren insbesondere die familialen Lebensphasen (deren Gewicht und spezifische Bedeutung ihrerseits auf den sozialpolitisch determinierten institutionellen Kontext verweist, dieser weitere Zusammenhang kann hier leider nicht empirisch einbezogen werden).

Unsere Daten stammen von einer größeren Studie über Paare in der Schweiz, die im Spätherbst und Winter 1998 befragt wurden. Die (nationale) Stichprobe umfasst 1534 zusammenlebende Paare, die über das Telefonverzeichnis zufallsausgewählt wurden. Auswahlbedingungen waren vor allem das Alter (jüngerer Partner 20 - 70 Jahre) und eine minimale Dauer des Zusammenlebens von einem Jahr; Zivilstand und Nationalität spielten keine Rolle.[9] Beide Partner wurden separat telefonisch befragt (CATI); aufgrund der Bedingung vollständiger Paarbefragung musste eine Ausschöpfungsrate von 31% in Kauf genommen werden.[10]

Die Konzentration unserer analytischen Exploration auf die Arbeitsteilung im Paar sollte deren bereits angesprochene starke Einbettung ins breitere Feld der familialen Regulation nicht verstellen. Im Gegenteil haben unsere anderweitigen Analysen gezeigt, dass dieser Aspekt stark mit den anderen Komponenten der Regulation verknüpft ist.[11] Seine bevorzugte Behandlung hat jedoch einige wichtige

8 Dabei berücksichtigen wir teilweise auch weitere Erklärungsansätze als die vier eingangs erwähnten, namentlich den Zeitbudget- und den Familienzyklus-Ansatz.

9 Daneben wurde die Stichprobe disproportional nach den drei wichtigen Sprachregionen geschichtet, was für die Analyse durch Gewichtung kompensiert wurde. Nur heterosexuelle Paare wurden befragt, dies scheint sich allerdings schon durch Selbstselektion ergeben zu haben, unseres Wissens musste keine der angesprochenen Personen aus diesem Grunde ausgeschieden werden.

10 Repräsentativitätstests haben lediglich eine Überrepräsentierung von Mittelschichtfamilien ergeben. Da sich solche Tests aber auf generelle soziodemographische Angaben beschränken und in unserem Fall außerdem insofern nicht voll befriedigen können, als die neueste verfügbare Gesamterhebung der Bevölkerung acht Jahre vor unserer Befragung stattfand (Volkszählung 1990) und an neuerem Datenmaterial nur andere, wenn auch umfassendere Stichprobenerhebungen verfügbar waren, messen wir diesen Tests keine allzu große Bedeutung bei. Der Bericht über die Realisierung der Befragung kann bei SIDOS bezogen werden (http://www.sidos.ch). Demnächst werden auch der Fragebogen und der Datensatz bei SIDOS zur Verfügung stehen.

11 In einer Clusteranalyse von 25 Items, die praktisch alle Aspekte von Regulation abdecken (besonders Beziehungsaspekte, Aufgabenverteilung, Entscheidverteilung und Routinisierung) hat sich eine recht konsistente Klassifizierung in fünf Typen ergeben, die sich grosso modo, mit unterschiedlichen Akzentuierungen, auf einer Traditionalitätsdimension zwischen ganz traditional geschlechterdifferenzierter und undifferenziert-situationsbezogener Regulation aufreihen lassen. Danach wären rund 23% der Schweizer Paare konsequent traditional strukturiert, weitere 23% annähernd traditional, wäh-

Vorteile. Ein nicht zu vernachlässigender Vorteil hat mit der bereits angesprochenen Problematik der sozialen Desirabilität bzw. dem normativen Konformismus der Befragten zu tun: unsere Abklärungen haben gezeigt, dass die normative Beeinflussung der Antworten bei Fragen der Arbeitsteilung geringer ist als etwa bei jenen der Entscheidverteilung. Offensichtlich ist es normativ bzw. ideologisch weniger problematisch anzugeben, wer was tut, als wer bei welchen Entscheidungen obsiegt. Auch die Angaben über die für Familienarbeit aufgewendeten Stunden erscheinen als normativ unbeeinflusst.

Zur Erfassung der Traditionalität bzw. der Ungleichheit der Arbeitsorganisation im Paar haben wir uns zu einer stärkeren Engführung unserer Variablenauswahl entschlossen und werden im wesentlichen mit den beiderseitig *für Familienarbeit aufgewendeten Stundenzahlen* bzw. ihrem Verhältnis arbeiten. Ein erster Vorteil dieser Wahl besteht darin, dass gegen jede Auswahl spezifischer Tätigkeiten zur Feststellung traditionaler Geschlechtszuschreibungen grundsätzlich der Verdacht der Einseitigkeit erhoben werden kann, beispielsweise in bezug auf spezifische Aufgabenprofile einzelner Familienphasen, während eine allgemeine Frage nach dem Stundenaufwand die Befragten veranlasst, alle aktuellen haushalt- bzw. familienbezogenen Tätigkeiten zu berücksichtigen. Ein zweiter Vorteil ist darin zu sehen, dass die Stundenzahl als eigentliches, im eben angeführten Sinne inhaltlich synthetisches Maß der Belastung durch Familienarbeit gelten kann und sich damit auch als Indikator der diesbezüglichen Ungleichheit empfiehlt. Weitere Vorteile gegenüber komplexer konstruierten Indizes sind ihre formale Einfachheit und ihre klare Ordinalität. Diese Vorteile werden im Fall unserer Studie, die keine detaillierten Zeitbudgets erheben konnte, um den Preis der subjektiv geprägten Approximativität der individuellen Schätzungen erkauft.[12]

Die fünf eingangs genannten theoretischen Ansätze können nicht durchwegs direkt durch entsprechende Variablen operationalisiert werden. Teils aufgrund ihrer inhärenten Logik, teils auch bloß aus Gründen der Verfügbarkeit relevanter Informationen „messen“ wir sie unterschiedlich.

---

rend umgekehrt rund 36% eine relativ egalitäre Organisation aufweisen (Kellerhals et al. 2002, Kap. 3).

12 Die Stundenzahlen wurden getrennt für Wochentage und das Wochenende erfragt. Die Fragen lauteten: „Wenn Sie an eine normale Arbeitswoche von Montag bis Freitag denken – wie viele Stunden pro Tag verbringen Sie persönlich mit Hausarbeit (falls Kinder im Haushalt leben: und der Betreuung von Kindern)? - Und am Wochenende (ebenfalls pro Tag)?“ Gefragt war nicht eine genaue Zahl, sondern eine Selbsteinstufung in fünf Klassen: weniger als 1 Stunde / 1-2 Stunden / 3-4 Stunden / 5-6 Stunden / 7 und mehr Stunden. Zusätzlich wurde für 6 Bereiche gefragt, welchen Anteil der gesamten Arbeit die bzw. der Befragte selber verrichten (fast alles / drei Viertel / die Hälfte / einen Viertel / weniger). Zur Schätzung der beiderseits aufgewendeten Wochenstunden wurden die Selbsteinstufungen als 0,5, 1,5, 3,5, 5,5 und 8,0 gesetzt, mit 5 bzw. 2 multipliziert und addiert. Dies ergibt die geschätzte wöchentliche Gesamtstundenzahl je Partner, deren Summe als Basis zur Berechnung des weiblichen Stundenanteils am gesamten familialen Arbeitsaufwand dient.

1. Die Hypothese der vorrangigen systemspezifischen Autopoiese müsste sich darin ausdrücken, dass die Ungleichheit zwischen den Partnern wohl zwischen Paaren variieren mag, diese Variationen aber in keinem systematischen Zusammenhang mit unabhängigen Variablen stehen, welcher Art diese auch seien.
2. Die Hypothese der gemeinsamen, gleichsam idiosynkratischen Konstruktion der familialen Realität durch die jeweils zusammenlebenden Partner verlangt, dass deren normative Überzeugungen bzw. personale Rationalitäten ausschlaggebend sind, nicht aber extrafamiliale und namentlich strukturelle Faktoren. Dazu stehen uns zwei Angaben über normative Präferenzen der Partner zur Verfügung, die beide die Erwerbstätigkeit der Partner betreffen. Die eine fragt nach der bevorzugten Verteilung der Berufstätigkeit zwischen Vater und Mutter in einer Familie mit schulpflichtigen Kindern, die andere danach, wessen Berufstätigkeit im Falle einer Notsituation familialer Art reduziert oder gar aufgegeben würde.[13]
3. Die Ressourcenhypothese postuliert im Gegenteil, dass Variationen unserer abhängigen Variablen in erster Linie durch solche strukturellen Faktoren bedingt sind, welche sich als (ungleiche) Ressourcen interpretieren lassen. Als mögliche Ressourcen setzen wir drei typische Statusvariablen ein, nämlich das Bildungsniveau, die Berufsposition und das Einkommen beider Partner (wobei für Frauen, die früher erwerbstätig waren, die damalige Berufsposition eingesetzt wurde).
4. Die Hypothese der Anpassung an die institutionale Ausstattung des Kontexts können wir nicht direkt erfassen, weil unsere Daten keine diesbezüglich befriedigenden Informationen enthalten; je nach den erhaltenen Resultaten ist es jedoch denkbar, auf Befunde zu stoßen, die mindestens eine derartige Interpretation nahe legen. Dies gilt insbesondere für den Vergleich von Familienphasen, die sich insbesondere durch die unterschiedliche Inanspruchnahme der Erwachsenen durch die im Haushalt lebenden Kinder unterscheiden.

---

13 Die erste Frage gehörte zu einer Batterie mit der Einleitung „Wenn Sie wirklich die Möglichkeit hätten, ihr konkretes Leben so zu gestalten, wie es für Ihr persönliches und für Ihr Familienleben am besten wäre, wie würde dann Ihre Partnerschaft, Ihre Familie aussehen?“ und fragte danach, wie die (eigene) Familie idealerweise organisiert werden sollte, solange die Kinder schulpflichtig sind. Zur Verfügung standen vier ausdrücklich vorgeschlagene Antwortmöglichkeiten und eine fünfte, die nur codiert wurde, wenn sie spontan geäußert wurde. Die vier Vorgeschlagenen waren: 1. Die Mutter zuhause, der Vater arbeitet. / 2. Die Mutter zum Teil Hausfrau, der Vater arbeitet ganz. / 3. Mutter und Vater beide gleich viel im Haushalt und bei der Arbeit. / 4. Der Vater mehr im Haushalt als die Mutter. Die fünfte Antwortmöglichkeit entsprach der Aussage „jemand muss zuhause bleiben, aber es ist egal, wer von beiden“. Die zweite normative Frage lautete „Wenn Ihr normaler Alltag massiv auf den Kopf gestellt wird – wegen einem Wohnungswechsel, einer schweren Krankheit oder wegen schwieriger Probleme in der Verwandtschaft: wer von Ihnen beiden stellt seine Verpflichtungen um, verändert seinen Zeitplan oder seine Projekte, damit die Familie, die Partnerschaft in der neuen Situation gut funktionieren kann?“ mit zwei Antwortvorschlägen, „vor allem Ihr(e) Ehepartner(in)“ und „vor allem Sie selbst“ und zwei nicht ausdrücklich vorgeschlagenen egalitären Antworten, „beide“ und „kommt drauf an – ich weiß nicht“.

5. Abschließend versuchen wir, die Diskriminationshypothese über dieselben zwei Präferenzfragen zu erfassen wie die konstruktivistische Hypothese; sie postuliert diesbezüglich, dass männliche Präferenzen für die Stabilisierung innerfamilialer Ungleichheiten schwerer wiegen als weibliche.

Wie diese Auslegeordnung unserer Hypothesen zeigt, interessieren wir uns für die verschieden gleiche oder ungleiche innerfamiliale Arbeitsverteilung als solche. Ein Grund dieses Interesses liegt natürlich in der Vermutung, die Partner würden ihre Beurteilung von Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit im Paar namentlich auf diesen Aspekt der Paarorganisation abstützen. Verschiedene Studien belegen diese Vermutung für Paare wie auch für andere Kleingruppen (Messick 1993, Samuelson & Allison 1994, Freudenthaler & Mikula 1998, Mikula et al. 1997), ihre empirische Behandlung wäre aber für den Rahmen dieses Artikels ein zu umfangreiches Unterfangen (vgl. dazu Kellerhals et al., 2002, Kap. 6).

Verteilung der Familienarbeit

Betrachten wir zunächst kurz die Verknüpfung zwischen den Familienarbeitsstunden als rein zeitlich definiertem Maß familialer Arbeitsteilung (absolute oder relative Belastung der Frau) und unserer Auswahl klassischer Items inhaltlicher Arbeitsteilung.

Tab. 1 gibt für Frauen und Männer parallel an, wie weit sie erklären, eine gegebene Familienarbeit weitgehend selbst zu verrichten (% Paare) und dann, mittels der zwei Assoziationskoeffizienten Gamma (γ) und Cramer's V (V), wie stark diese einseitige Attribuierung der Aufgabe mit dem globalen Stundenanteil der Frau korreliert. Die beiden Kolonnen „% Paare“ zeigen, dass vier der ausgewählten Aufgaben stark weiblich typisiert sind, zwei stärker männlich (Männer und Frauen stimmen übrigens in ihren – komplementär zu lesenden – Angaben weitgehend überein, die entsprechenden Gammas der Paarübereinstimmung variieren zwischen -,41 und -,86). Die Korrelationen erweisen deutlich, dass weiblich typisierte Tätigkeiten stark „stundenrelevant“ sind, während männliche zeitlich nicht ins Gewicht fallen. Die effektive Zuschreibung einer jeden der vier weiblich typisierten Tätigkeiten korreliert stark mit dem globalen weiblichen Stundenanteil; die Korrelation ist stark positiv, wenn die Zuordnung an die Frau im Vordergrund steht, stark negativ, wenn die Zuordnung an den Mann im Vordergrund steht. Die Zuschreibung der zwei männlich Typisierten korreliert dagegen weder positiv noch negativ mit dem weiblichen Stundenanteil. Es bestätigt sich somit empirisch, dass die für Familienarbeit aufgewendete Zeit der Frau bzw. ihr Zeitanteil auch als Indikator für traditional geschlechtstypisierte Aufgabenteilung gelten kann; diese Art der Aufgabenteilung beinhaltet, auf die Ebene der aufgewendeten Stunden projiziert, eine starke Ungleichheit zwischen Mann und Frau, die in Bezug auf die Reziprozität als Ausbeutung der Frau durch den Mann qualifiziert werden kann (Held 1978).

Tab. 1: Korrelationen zwischen der Geschlechtstypisierung familialer Aufgaben und dem weiblichen Anteil an der Familienarbeit

	von Frau selbstattribuiert			Von Mann selbstattribuiert		
Tätigkeiten	% Paare*)	γ	V	% Paare*)	γ	V
Kochen, Einkaufen	52,8	,35**	,17**	1,8	-,35**	,18**
Ordnen, Putzen, Abwaschen	47,7	,38**	,19**	1,9	-,40**	,20**
Wäsche, Glätten	87,1	,47**	,16**	0,7	-,45**	,16**
Sich um Kinder kümmern	28,5	,35**	,18**	0,7	-,23**	,15**
Steuern, Rechnungen	4,1	-,06	,07	41,6	,07	,10**
Basteln, Reparieren, Auto	24,3	,02	,05	62,7	-,01	,06

*) % Paare = Anteil der Paare, in denen Frau bzw. Mann „fast alles“ macht;
** = sig. bei ,01

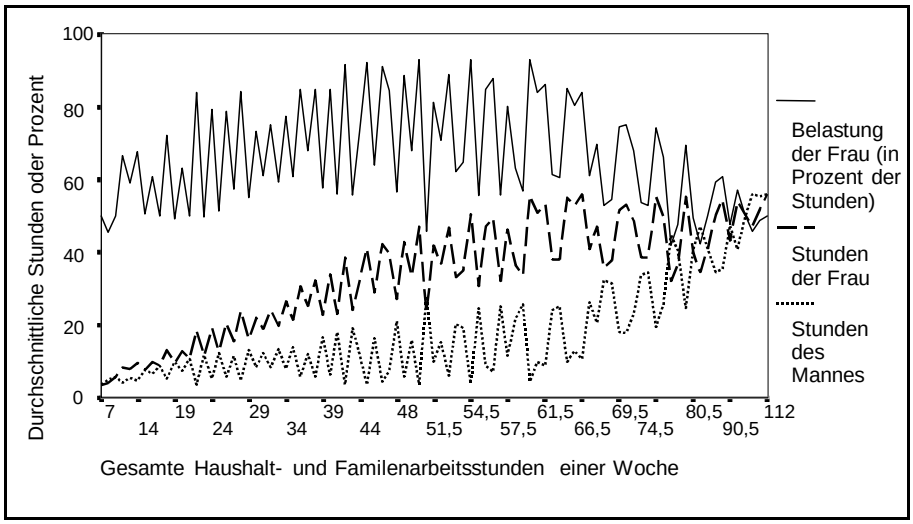
Wir benützen im Folgenden die dieser Tabelle zugrunde liegende Variable, welche die Arbeitsteilung zwischen den Partnern als relative Belastung der Frau bezüglich aller Haushalt- und Familienarbeiten in Prozent des totalen Stundenaufwandes einer Woche ausdrückt.[14] Diese in Prozent ausgedrückte Aufteilung resultiert also aus der Gegenüberstellung der vom Mann und von der Frau deklarierten Stunden. Die Aufteilung kann sowohl durch einen relativen Rückzug der Frau (durch zeitsparende Arbeitsweisen, Reduktion der Ansprüche, Delegation an Dritte oder Auslagerung) als auch durch eine größere Implikation des Mannes egalitärer werden.[15] Die Graphik 1 verdeutlicht dieses Zusammenspiel in Bezug auf den gesamten Zeitaufwand.[16]

14 Wie in der vorangehenden Fußnote erklärt, beruht die Konstruktion dieser Variablen auf den beiderseitigen Angaben über die jeweils eigenen Zeitaufwendungen und deren approximative „Quantifizierung“. Dies soll keinesfalls präzise Angaben vortäuschen. Es geht uns vielmehr darum, Vergleiche im Sinne von Größenordnungen zu ermöglichen; für diesen Zweck scheint die Näherung dieses Verfahrens eine befriedigende Qualität zu liefern. Im Durchschnitt übernimmt die Frau 69% aller Stunden, im Minimum 11%, im Maximum 94% (Standardabweichung = 17,3). Am Rande sei vermerkt, dass wir damit am Ende der 90er Jahre einen Mittelwert feststellen, der um 10 Punkte unter jenem von rund 80% liegt, den Gershuny & Robinson (1988) für angelsächsische und „nordische“ Länder in den 80er Jahren gefunden haben (USA, Kanada, Großbritannien, Niederlande und Norwegen).

15 Nur 12,1% der befragten Paare haben eine Haushalthilfe.

16 Die auffallenden Oszillationen erklären sich daraus, dass für jede präzise Stundenzahl relativ wenig Fälle vorhanden sind; wir interpretieren nur die Grobverläufe.

Graphik 1: Männliche und weibliche Stundenanteile an der relativen Belastung der Frau durch Familienarbeit[17]

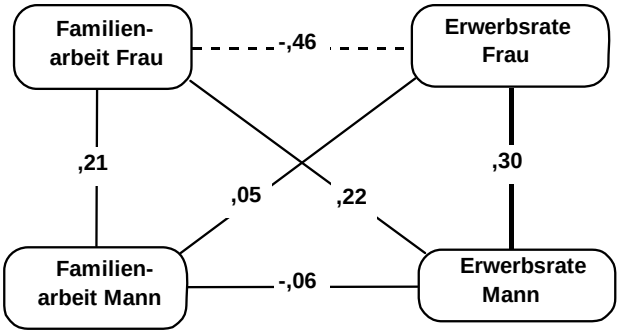


Die Zeitaufteilung ist am egalitärsten, wenn der gesamte Stundenaufwand besonders klein oder besonders groß ist; beides kommt relativ selten vor. Bei kleinem Aufwand leistet die Frau besonders wenige Stunden, bei großem Aufwand ist der Haushalt wohl ohne stärkere Mithilfe des Mannes nicht organisierbar; der männliche Anteil erreicht auch hier ähnliche Werte wie der weibliche. Im breiten Mittelfeld liegen die männlichen Stundenzahlen deutlich unter den weiblichen. Die Graphik legt außerdem die Interpretation nahe, dass sich der Anteil des Mannes erst nach Überschreiten einer „Trägheitsschwelle“ nennenswert verstärkt.

Solidaritätseffekte im Zeitregime der Paare treten jedoch nur beschränkt in Erscheinung. Graphik 2 stellt mittels Korrelationen, dar, wie und inwiefern die Zeitaufwendungen der Partner miteinander verknüpft sind.

17 Die Belastung der Frau ist ihr Prozentanteil der gesamten von den Partnern für Familienarbeit pro Woche aufgewendeten Stunden, die Stunden von Mann und Frau sind dagegen absolute Zahlen. Die starken Oszillationen erklären sich durch die geringen N für jeden einzelnen Wert der Abszissenvariable.

Graphik 2: Korrelationen (γ) zwischen männlichen und weiblichen Zeitaufwendungen für Familien- und Erwerbsarbeit



Auffällig stark ist nur eine Korrelation: die negative zwischen den beiden weiblichen Arbeitstypen. Hier besteht offensichtlich ein Entweder-Oder, kaum jedoch zwischen den Aufwendungen der Partner; die Korrelation zwischen den beiderseitigen Einsätzen für Familienarbeit ist zwar positiv, aber recht bescheiden. Die beiden anderen Korrelationen, die beide die männliche Erwerbsrate einschließen, sind nur von beschränktem Interesse, weil bei den befragten Männern, anders als bei ihren Frauen, Teilzeitarbeit so selten ist, dass die Korrelationen im wesentlichen auf dem Vergleich zwischen vollzeitlich Erwerbstätigen und Rentnern beruhen. Ein zeitliches Nullsummenspiel besteht nach diesen Resultaten also nur auf Seiten der Frauen, die offensichtlich im allgemeinen einen so großen Teil der ganzen Familienarbeit übernehmen, dass der männliche Anteil nicht einer derartigen Verteilungslogik unterworfen wird. Es ist wohl auch weitgehend dieses Nullsummenspiel auf der Frauenseite, das hinter der verschiedentlich beobachteten Parallele der beiden längerfristigen Tendenzen zu verstärkter weiblicher Erwerbsbeteiligung und zur Abnahme des weiblichen Engagements in Familienarbeit steht, was seinerseits zu weniger einseitigen Einsatzverhältnissen der Partner für Familienarbeit führt (vgl. z.B. Röhler et al. 2000). Die Beteiligung einer hypothetisch denkbaren Zunahme männlicher Familienarbeit an dieser Egalisierungstendenz konnte unseres Wissens bisher nicht belegt werden und findet auch in unseren Daten keine Stützung.

Klassische Einflussfaktoren auf die Arbeitsteilung

Wir beginnen die Exploration möglicher Bestimmungsfaktoren mit den klassischen Hypothesen, die die Frage nach der familialen Regulationsweise im Rückgriff auf die beiderseitigen Ressourcenverhältnisse zu beantworten suchen. Allerdings ist schon verschiedentlich festgestellt worden, dass ressourcentheoretisch inspirierte Analysen im allgemeinen relativ schwache Resultate produzieren; unsere Resultate bestätigen diesen Befund weitgehend.

Was die absoluten Statusmerkmale beider Partner betrifft, bestätigen unsere Resultate tatsächlich die Ressourcentheorie, die Beziehungen bleiben jedoch schwach.[18] Die *Bildung des Mannes* ist statistisch vernachlässigbar. Mit steigendem *sozioprofessionellem Status des Mannes* wird die Arbeitsteilung leicht ungleicher: in Paaren ungelernter Arbeiter leistet die Frau im Durchschnitt 65,3% der Stunden, bei Direktionsberufen 70,8%; die Differenz (5,5%) ist gering (Cramer's V= ,12**). Aus dieser zwar schwachen, aber linearen Beziehung brechen die Paare kleiner Selbständiger aus, wo der Anteil der Frau 75,5% erreicht. Diese Ausnahme lässt sich nicht mit der Ressourcentheorie erklären, wohl aber mit dem Belastungsansatz; der Berufsstatus der Frauen in diesen Paaren ist nicht besonders hoch, ob sie sich ausdrücklich als Mitarbeiterinnen im Familienbetrieb bezeichnet haben oder nicht, dagegen dürfte der zeitliche Aufwand, um ein sehr kleines Unternehmen zu führen, besonders groß sein. Das *Einkommen des Mannes* hat einen ähnlichen Einfluss auf die Arbeitsteilung: bei sehr kleinem Einkommen (2.000-3.000 Franken) leistet die Frau 63,5%, bei Einkommen von über 20.000 Franken 73%, zwischen diesen Extrempositionen steigt der Anteil linear; erneut bleibt die Beziehung schwach (Cramer's V= ,15**, γ= ,09).[19]

Die Bildung der Frau ist von ähnlichem Gewicht und fungiert ebenfalls als Ressource. Bei sehr niedriger Bildung (obligatorische Ausbildung) liegt der Anteil der Frau im Durchschnitt bei 71,8%, bei sehr hoher Bildung (Hochschule) bei 62,1%, wobei die Beziehung nicht monoton verläuft, sondern einen Sprung für höhere Berufsbildung und Hochschulabschluss macht (V= ,09*, γ= ,09). Ähnliches gilt für den sozioprofessionellen Status der Frau. Die Ungleichheit der Arbeitsteilung nimmt mit steigendem Status ab, wobei ein Sprung für die drei höchsten Kategorien zu beobachten ist (intermediäre Berufe, Kader, Direktionsberufe). Der Stundenanteil liegt für Arbeiterinnen bei 75,7%, für Kaderfrauen bei 62,6% (V= ,10**, γ= ,11). Man kann sich hier fragen, ob das so erfasste Statusmerkmal sich eher auf ein Ressourcenpotential als auf eine effektive Ressource bezieht, da 39% der befragten Frauen keiner bezahlten Berufstätigkeit nachgehen (in den oberen Berufskategorien rund ein Viertel); für aktuell nicht berufstätige Frauen wurde die letzte innegehabte Position eingesetzt.[20] Eine ähnliche Überlegung gilt für das Einkommen der Frau, das klarer als die bisher betrachteten Statusmerkmale mit der Arbeitsteilung zusammenhängt (V= ,19, γ= ,28): je höher das weibliche Einkommen, desto egalitärer ist die Aufteilung der Familienarbeit. Es zeigt sich, dass sich diese Beziehung hauptsächlich durch das berufliche Engagement der Frau erklärt. Bestimmend für die Arbeitsteilung ist nämlich nicht das Einkommensniveau als Res-

18 Wir bewegen uns hier im Rahmen eines relativ konventionellen Schichtungsmodells, wie es von Levy et al. (1997) benützt wurde. Die Bildungsvariable unterscheidet 8 hierarchisch geordnete Niveaus, die Berufsvariable erfasst 7 Berufskategorien, die mit Ausnahme der Selbständigerwerbenden ebenfalls hierarchisch geordnet ist (zu ihrer primären Konstruktion vgl. Joye & Schuler 1995). Die Einkommensangaben sind in 12 Klassen kategorisiert.

19 Unter 2.000 Franken gibt es zu wenige Fälle, um eine klare Aussage machen zu können.

20 Die getrennte Analyse ergibt, dass die Beziehung zwischen Berufsstatus und familialer Arbeitsteilung auch für nicht berufstätige Frauen gilt. Während sie für Vollzeitberufliche eindeutig und linear ist, verliert sie die klare Linearität für Nichtberufstätige.

source an sich, denn bei Kontrolle der Berufstätigkeit (vier Niveaus: nicht berufstätig, weniger als halbzeitlich, 50-90% und vollzeitlich beschäftigt) variiert die Arbeitsteilung nicht mehr mit dem Einkommen. Wir treffen hier erneut das bereits erwähnte weibliche Zeit-Nullsummenspiel an.

Man kann sich fragen, ob die Schwäche der Beziehungen, welche hier im Sinne der Ressourcentheorie gefunden wurden, damit zu tun haben könnte, dass jeweils nur einzelne Bestandteile des theoretischen Konzepts betrachtet werden, das ja von Ressourcenbeiträgen oder -verhältnissen und nicht in erster Linie von absoluten Mengen handelt. Tatsächlich ergeben unsere Vergleiche homo- und heterogamer Paare, dass das *relative* Ressourcenverhältnis zwischen Mann und Frau ebenfalls zur Variation der Arbeitsteilung beiträgt. Für die Bildung und den sozioprofessionellen Status wirken sich besonders die extremen Unterschiede aus. Wenn der Mann einer klar höheren *Berufskategorie* angehört, übernimmt die Frau mehr Familienarbeit (72,3%) als in anderen Konstellationen (zwischen 63,9% und 67,9%), und wenn sie eine deutlich höhere *Bildung* hat als er, ist die Arbeitsteilung geringfügig gleicher (63,5% gegenüber 68,6% und 69,7%). Die zuerst genannte Situation ist deutlich häufiger als die zweite (31,5% gegen 8,1%), wobei diese Frauen auch deutlich seltener berufstätig sind (fast die Hälfte). Beim *Einkommen* ist der Zusammenhang regelmäßiger: je größer das Gefälle zugunsten der Frau ist, desto egalitärer ist die Arbeitsteilung und umgekehrt (Variation zwischen 51,5% und 70,4%, V= ,16**, γ= ,37). Aber auch hier ist ein Großteil des Zusammenhangs auf die Berufstätigkeit der Frau zurückzuführen, da die weibliche Aktivitätsrate besonders starke Einkommensunterschiede bewirkt; bei voll berufstätigen Paaren hat der Einkommensunterschied kaum eine Bedeutung. Insgesamt ist festzustellen, dass die Beziehungen mit absoluten wie auch relativen Statusmerkmalen die Ressourcentheorie zwar kohärent bestätigen, aber in einem eher schwachen Ausmaß.[21]

Diese vorwiegend ressourcentheoretisch angeleiteten Analysen haben den Zusatzertrag, auf die wichtige Rolle der *Berufstätigkeit der Frau* für die Arbeitsteilung hingewiesen zu haben. Diese variiert, wie bereits erwähnt, im Unterschied zu den männlichen Aktivitätsgraden stark. Die Bedeutung des Ausmaßes, in dem die Frauen an der Berufswelt partizipieren, könnte belastungstheoretisch interpretiert werden. In dieser Perspektive müsste aber die Berufstätigkeit des Mannes die gleiche Auswirkung haben, was überhaupt nicht der Fall ist; Graphik 2 hat bereits darauf hingewiesen. Hausfrauen übernehmen im Durchschnitt 73,1% der Familienarbeit, voll berufstätige Frauen noch 57,4%. „Hausmänner“ hingegen – die mehrheitlich Rentner sind – übernehmen gerade 1,7% mehr als vollberufliche Männer! Darüber hinaus verläuft die Beziehung bei Männern keineswegs monoton, bei Frauen hingegen deutlich, wenn auch mit einem größeren Sprung zwischen Aktivi-

21 Ohne die grundlegende Diskussion darüber aufnehmen zu wollen, was denn theoretisch stimmig als Ressource zu betrachten ist, fügen wir an, dass unsere Abklärungen keine Bestätigung für den Ressourcencharakter persönlicher Netzwerke im Hinblick auf die allgemeine Aufteilung der Familienarbeit ergeben haben. Verwandtschafts- oder affinitätsbezogene Netze, dichte oder lose Netze, frauen-, männer- oder ambizentrische Netze scheinen sich hinsichtlich der familialen Arbeitsorganisation nicht systematisch zu unterscheiden.

tätsraten von unter und über 50% Berufstätigkeit. Die Familienarbeits-Anteile von Frauen mit einer Berufstätigkeit von unter 50% unterscheiden sich dagegen kaum von jenen der Vollzeit-Hausfrauen. Solange die Frau nicht stark beruflich engagiert ist, also sozusagen auch Zeit für den Haushalt hat, scheint es für die untersuchten Paare „normal" zu sein, dass *sie* den Hauptteil übernimmt, ob der Mann zeitlich auch verfügbar wäre oder nicht. Die Interpretation im Sinne einer geschlechtsneutralen Belastungstheorie scheint also nicht sehr weit zu tragen.[22] Doch es lohnt sich, diesen Sachverhalt anhand einer Tabelle genauer zu betrachten.

Tab. 2 zeigt, wie stark die weiblichen Stundenanteile am Gesamtaufwand der Paare für Familienarbeit von den beruflichen Aktivitätsraten abhängen (Cramer's V= ,30). Betrachten wir zunächst nur die vier mittleren Kolonnen, welche sich, bei konstanter männlicher Vollzeitarbeit, nach dem Aktivitätsgrad der Frau unterscheiden. Hier ergibt sich ein recht starker Zusammenhang: je höher der berufliche Aktivitätsgrad der Frauen vollzeitlich berufstätiger Männer, desto geringer ist ihr Stundenanteil. Allerdings finden wir selbst unter den Paaren mit voll erwerbstätigen Frauen 56% (41% + 15%), bei denen der weiblichen Familienarbeitsanteil zwischen 60% und 100% liegt. Kein Unterschied ist nur zwischen den beiden Konstellationen der Paare mit nicht erwerbstätigen Frauen und jenen mit weiblichen Aktivitätsraten unter 50% festzustellen (Teilzeitarbeit im restriktiven Sinne).

Tab. 2: Geschätzter weiblicher Stundenanteil für Familienarbeit und Aktivitätsrate der Paare

Stundenanteil der	Kombinierte Aktivitätsraten der Paare						
Frau (Familienarbeit)	Beide 0%	M 100% F 0%	M 100% F < 50%	M 100% W ≥ 50%	M 100% F 100%	atypisch	alle
bis 40%	4	3	3	8	20	14	7
40% - 60%	22	14	20	28	24	31	22
60-80%	41	47	42	41	41	32	42
80-100%	34	36	36	24	15	23	30
Total	100%	100%	100%	100%	100%	100%	100%
(N)	184	409	304	261	170	195	1523

22 Für die Belastungstheorie spricht allerdings die Tatsache, dass auch die Art der Arbeitszeitgestaltung des Mannes einen Einfluss auf die Hausarbeitsteilung hat. Die meisten atypischen Arbeitszeitformen (regelmäßige Nachtarbeit, Arbeit auf Abruf, sehr unregelmäßige Arbeitszeiten) sind mit weniger ungleicher Arbeitsteilung verknüpft, Wochenendarbeit hingegen mit ungleicherer als Normalarbeitszeitformen. Die ersteren haben gemeinsam, dass der Mann tagsüber häufiger zuhause ist, in jenen Zeiten also, wo die meiste Familienarbeit geleistet wird. Wochenendarbeiter dagegen verlegen ihre Ruhezeit auf andere Wochentage, was ihre Beteiligung an der Familienarbeit noch verringert. Die Arbeitszeitgestaltung der Frauen erweist sich mit einer Ausnahme als irrelevant. Man kann daraus folgern, dass sich familiengerechte Arbeitzeitgestaltung vor allem dann positiv auf die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau auswirkt, wenn sie Männer betreffen. Weibliche Arbeit auf Abruf (KAPOVAZ) erscheint in unseren Daten als geradezu ungleichheitsfördernd (V= ,12**, γ= ,26), was mit belastungstheoretischen Überlegungen kaum vereinbar ist, denn außer bei extrem geringen Stundenzahlen stellt die ständig geforderte Abrufbarkeit ein zusätzliches Belastungsmoment dar.

Betrachten wir zusätzlich noch jene Paare, in denen beide Partner nicht (mehr) erwerbstätig sind – es handelt sich weitgehend um Rentnerpaare –, so finden wir eine recht ähnliche Verteilung der weiblichen Familienarbeitsanteile wie für die eben genannten Paare. Vom durchschnittlich nicht unerheblichen Altersunterschied abgesehen (er erklärt die Differenz nur teilweise) scheint der doch radikale Unterschied zwischen männlicher Vollzeiterwerbstätigkeit und Nichterwerbstätigkeit gegenüber den für die verschiedenen Aktivitätsraten der Frauen Gefundenen nahezu vernachlässigbar. Deutlich anders stellt sich dagegen die Situation bei Paaren mit atypischen Konstellationen dar, die sich in erster Linie dadurch auszeichnen, dass die Männer nicht vollzeitlich erwerbstätig sind; in etwas mehr als der Hälfte dieser Paare liegt die Aktivitätsrate der Frau über jener des Mannes. Bei diesen Paaren finden wir die niedrigsten weiblichen Stundenanteile für Familienarbeit, obwohl auch hier noch in 55% der Paare die Frau deutlich mehr als die Hälfte dieser Arbeit erledigt. Die Analyse von Tab. 2 ergibt also einerseits ein starkes Vorwiegen der weiblichen Familienarbeit über alle Erwerbskonstellationen hinweg, andererseits dennoch einen deutlich mäßigenden Einfluss der weiblichen Aktivitätsrate auf diese Ungleichheit.

Neben verhaltensbezogenen Elementen mögen auch Normen für die effektive Verteilung der Familienarbeit eine Rolle spielen, jedenfalls ist dies in einer konstruktivistischen Perspektive anzunehmen. Uns stehen dafür zwei Indikatorfragen zur Verfügung, die inhaltlich verwandt sind: eine Frage danach, wer von den beiden Partnern am ehesten auf seine Berufstätigkeit und sonstige allfällige Projekte verzichten würde, wenn eine ernstzunehmende Störung des Familienlebens dies erfordert, die zweite nach der erwünschten Kombination von Elternschaft und Berufstätigkeit von Mann und Frau, während Kinder im Schulalter im Haushalt leben. In beiden Fällen stellen wir eine signifikante, wenn auch nicht extrem große Korrelation fest, Normen sind also a priori in diesem Zusammenhang nicht vernachlässigbar. Für die stärker hypothetische Frage nach der Dominanz der Familienverantwortlichkeit besteht praktisch kein Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Vorstellungen, während für die klassischere Frage danach, wie weit die Mutter erwerbstätig sein soll, während die Kinder zur Schule gehen, ein deutlicher Unterschied besteht: die faktische Zeitverteilung ist stärker mit den männlichen Normvorstellungen korreliert als mit den weiblichen (Tab. 3). Tendenziell scheinen also männliche Normen im Zustandekommen der innerfamilialen Arbeitsteilung schwerer zu wiegen.

Tab. 3: Zusammenhang zwischen Normen der Partner und weiblichem Stundenanteil für Familienarbeit (γ)[23]

Normen	Frauen	Männer
Familie strukturiert vornehmlich weibliche Erwerbsbeteiligung	,18	,14
Frau soll für Kinder im Schulalter verfügbar bleiben	,11	,23

Nun bleiben sowohl die männliche Berufstätigkeit (im Sinne der Partizipation am Berufsfeld) als auch die eigentlichen Statusmerkmale der beiden Partner (Bildung, Berufsposition) über den familialen Lebenslauf hinweg relativ stabil, während die weibliche Berufstätigkeit in vielen westlichen Ländern oft starke Änderungen im Zusammenhang mit dem Familienzyklus kennt (Maruani 1993). Die bisher berücksichtigten Merkmale schließen mithin den dynamischen Aspekt des Lebens von Paaren aus, wie sie eine Lebenslaufperspektive nahe legt. Dieser Aspekt wird im folgenden Kapitel entwickelt.

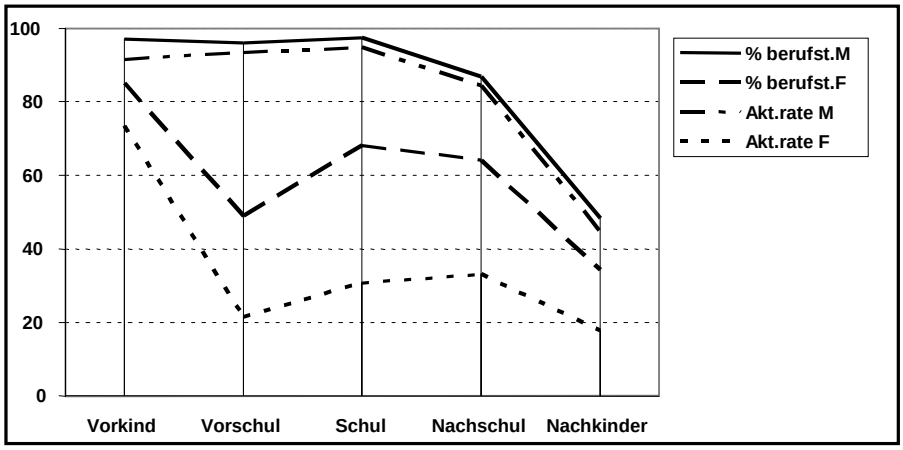
Arbeitsteilung und Lebenslauf

Bevor wir uns der Verteilung der von den Partnern aufgewendeten Stunden in den verschiedenen Familienphasen zuwenden, soll kurz der Zusammenhang zwischen diesen Phasen und der beiderseitigen Erwerbsbeteiligung der Partner betrachtet werden. Trotz synchroner Daten können wir die Hypothese von Zusammenhängen mit dem Phasenverlauf des Familienlebens ansatzweise überprüfen, indem wir die Paare in fünf Gruppen aufteilen, die typischen, im allgemeinen aufeinanderfolgenden Phasen des Familienlebens entsprechen (im Unterschied zu statischen und dynamischen sprechen wir dabei von einem meta-statischen Vergleich).[24]

23 Die Vorzeichen wurden so verändert, dass kohärente Zusammenhänge positive Korrelationen erhalten, inkohärente negative (die Frage nach der Dominanz der Familie war in bezug auf die jeweils angesprochene Person formuliert).

24 Es würde zu weit führen, an dieser Stelle das Verhältnis zwischen einem derartigen meta-statischen Vergleich und einer echten Longitudinalstudie ausführlich zu diskutieren. Verschiedene Abklärungen erlauben uns, eine Longitudinalinterpretation unserer Vergleichsbefunde als möglich zu betrachten, freilich unter dem Vorbehalt von Kohorteneffekten (allerdings erwiesen sich die hier diskutierten Hauptbefunde gegenüber Kontrollen mit Alter und Dauer des Zusammenlebens als robust) und ohne die Möglichkeit auszuschließen, dass Paare in irgendeiner dieser Phasen sich auflösen. Die relativ wenig streuenden Altersverteilungen und die Verteilungen der Dauern des Zusammenlebens innerhalb der fünf hier betrachteten Phasen entsprechen sehr gut deren sequenzieller Interpretation; in 85,8% der befragten Paare war keiner der Partner vorher mit jemand anderem verheiratet, 97,4% gaben an, ohne Unterbrechung mit dem jetzigen Partner zusammengelebt zu haben. Im übrigen sind, mit Ausnahme der Vorkinderphase, über 95% der Paare aller Familienphasen verheiratet (zwischen 96,0% und 99,4%). Eine sechste Gruppe, kinderlose Paare (6% der befragten Paare), schließen wir aus den fol-

Graphik 3: Erwerbsbeteiligung der Partner nach Familienphasen



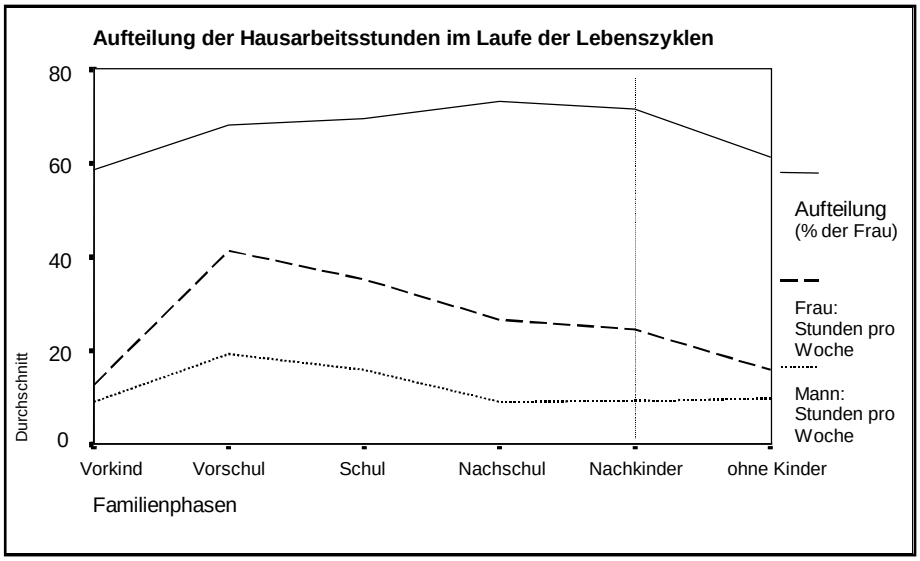
Die Graphik 3 zeigt deutlich die unterschiedlichen Erwerbstrajekte zusammenlebender Männer und Frauen: die weiblichen spiegeln die Phasen des Familienlebens wieder, die männlichen nicht (der Rückgang in den letzten beiden Phasen ist in erster Linie der Verrentung zuzuschreiben). Die Abhängigkeit der weiblichen Erwerbstätigkeit vom „Familienzyklus“ wird durch die parallele Betrachtung der Erwerbsbeteiligung als solcher (% berufst.) und der mittleren Aktivitätsrate (Aktivitätsraterate: phasenspezifischer Mittelwert der in Vollzeitprozenten ausgedrückten Berufstätigkeiten) noch verdeutlicht. Bei Männern herrscht, wie bereits betont, das Vollzeitprinzip sehr weitgehend vor, Teilzeitarbeit ist im institutionellen Kontext der Schweiz Frauensache. Die Graphik belegt die starke Reduktion der weiblichen Erwerbstätigkeit, sozusagen qualitativ und quantitativ, vor allem bei der Geburt des ersten Kindes, und ebenso die vorhandene, aber umfangmäßig relativ geringe berufliche Wiedereingliederung in späteren Familienphasen.[25] Die früher vorgeschlagene Interpretation, dass auf Seiten der Frauen die für Familien- und Erwerbsarbeit eingesetzte Zeit der Logik des Nullsummenspiels unterliegt, findet hier eine biographische Präzisierung. Wir verzichten an dieser Stelle auf die detaillierte Exploration der Faktoren, welche die Entscheidung zur Erwerbsreduktion bei der Geburt beeinflussen. Nach unseren Resultaten handelt es sich vor allem um die Bildung der Frau: je höher sie ist, desto begrenzter ist die Erwerbsreduktion. Leider konnte ein anderer Faktor nicht einbezogen werden, der vermutlich eine noch größere Rolle spielt: die spezifischen Arbeitsmarktbedingungen in

genden Analysen aus. Sie ist durch effektive Kinderlosigkeit und ein Minimalalter der Frau von 37 Jahren definiert. Der Alterszusammenhang des Wunsches, ein Kind zu bekommen, ist stark ausgeprägt; keine der von uns befragten Frauen über 36 äußert Kinderwünsche.

25 Diese einseitigen geschlechtsspezifischen Unterbrechungen sind zweifellos die Hauptursache dafür, dass männliche Berufsverläufe tendenziell aufsteigen, weibliche dagegen stagnieren oder absteigen (Levy et al. 1997).

jenen Lehrberufen, in denen sich Frauen konzentrieren (Born, Krüger & Lorenz-Meyer 1996).

Graphik 4: Verteilung der für Familienarbeit aufgewendeten Wochenstunden (Mittelwerte) nach Familienphasen[26]



Von Phase zu Phase steigt der Anteil der Familienarbeitsstunden, die von der Frau übernommen werden. Der annähernd lineare Verlauf kommt allerdings durch die Kombination unterschiedlicher Investitionsentwicklungen der Partner zustande. In der Vorkinderphase ist der Aufwand für beide ziemlich gering, die Frau leistet aber bereits hier etwas mehr Stunden als der Mann. Mit Kindern im Vorschulalter im Haushalt steigt der Stundenaufwand für die Frau beträchtlich. Auch der Mann leistet signifikant mehr als in der vorhergehenden Phase, aber die Steigerung ist bescheidener. Mit dem Aufwachsen des jüngsten Kindes bzw. der Kinder geht der gesamte Stundenaufwand zurück, wobei sich der Mann vergleichsweise stärker zurückzieht als die Frau, was die Aufteilung noch ungleicher macht. Wenn die Kinder groß sind, fallen die Hausarbeitsstunden des Mannes auf die Situation der Vorkinderphase zurück, während die Frau weiter mehr Stunden leistet als vor den Kindern (aber weniger als mit Kleinkindern). Die Aufteilung bleibt damit in allen Familienphasen sehr ungleich zulasten der Frau.

26 Erneut enthält die Graphik den Prozentanteil der von der Frau übernommenen totalen Familienarbeitszeit und die männlichen und weiblichen absoluten Stundenzahlen pro Woche. Dieselbe Skala (Ordinate) drückt also Prozentwerte und Stundenzahlen aus.

Zusammenfassend stellen wir also fest, dass

- der Stundenaufwand der Männer über die Zyklen praktisch gleich bleibt, mit Ausnahme einer leichten Steigerung in der Phase mit Kleinkindern, die aber in den nachfolgenden Phasen wieder rückgängig gemacht wird,
- der Stundenaufwand der Frauen in Gegenwart von Kleinkindern „explodiert"; dieser geht in den nachfolgenden Phasen allmählich wieder zurückgeht, ohne aber auf das Niveau der Ausgangsphase zurückzukehren.

An dieser Stelle ist es angebracht, den Zusammenhang zwischen unserem Maß des weiblichen Stundenanteils für Familienarbeit und der inhaltlichen Traditionalität der Aufgaben- oder Bereichszuschreibung abzuklären. Entgegen den empirischen Befunden ist der Stundenanteil formal bzw. operational gesehen gegenüber traditionaler Zuschreibung blind; man kann sich sogar fragen, ob besonders hohe weibliche Anteile nicht ein Ausmaß der Frauenzentrierung anzeigt, das mit traditionaler Familienorganisation nicht mehr viel zu tun hat. Die empirische Überprüfung bestätigt diese Möglichkeit nicht, die inhaltliche Traditionalität der Aufgabenzuordnung verstärkt sich von Phase zu Phase, besonders stark bis zur Vorschulphase. Dass die Frau auch männlich typisierte Aufgaben übernimmt, kommt vor allem in den drei Phasen mit Kindern im Haushalt vor.

Analysen, welche die Phasenunterschiede nach Bildung oder Berufsposition getrennt betrachten, weisen darauf hin, dass die Phasierung des Familienlebens diese Ressourcenfaktoren zu überspielen scheint, denn die Phasenunterschiede sind im allgemeinen größer als die phaseninternen Ressourcenunterschiede. Dies gilt interessanterweise etwas weniger für die Vorkinderphase und noch weniger für die kinderlosen Paare, die keiner derartigen Phase zugeordnet werden können; in diesen beiden Situationen differenzieren die Ressourcenfaktoren oder Statusmerkmale wesentlich stärker, vor allem was den weiblichen Arbeitsanteil betrifft. Privilegierte Ressourcenlagen der Frauen (hohe Bildung, hohe Berufsposition) verstärken nicht nur deren berufliche Wiedereingliederung nach der Vorschulphase, sondern dämpfen auch teilweise die allgemeine Tendenz zur Verstärkung des weiblichen Anteils an der Familienarbeit. Männliche Ressourcen spielen diesbezüglich keine Rolle. Der berufliche Aktivitätsgrad der Frauen moduliert die Phasenunterschiede etwas stärker als ihre Ressourcenausstattung, wobei sich erneut zeigt, dass die Variationen der Zeitaufteilung wesentlich stärker durch das weibliche als durch das männliche Zeitregime bedingt sind. Frauen mit geringer oder gar keiner Berufstätigkeit investieren in allen Phasen deutlich mehr Zeit in die Familienarbeit und haben deshalb einen höheren Zeitanteil. Sie werden von ihren Männern deutlich weniger unterstützt als Frauen mit mindestens 50% Erwerbsbeteiligung, und sei es auch nur phasenspezifisch (ein solcher Unterstützungseffekt macht sich in der Vorschulphase bemerkbar); umgekehrt bauen die Männer von vollzeitlich erwerbstätigen Frauen ihren Anteil in den nachgelagerten Kinderphasen weniger stark ab, was in diesen Paaren wesentlich zur relativ egalitären Zeitaufteilung in späteren Familienphasen beiträgt.

Durch diese Analysen hindurch hält sich also ein Grundmuster des Zusammenhangs zwischen dem weiblichen Anteil an der gesamten Familienarbeit und den Phasen des klassischen Familienzyklus, das von Ressourcen- und Partizipations-

effekten seitens der Frau zwar in Anteilen, aber nicht grundlegend abgewandelt wird. Dabei erfolgt insbesondere durch die Geburt des ersten Kindes ein eigentlicher Traditionalisierungsschub, der in darauffolgenden Familienphasen trotz sinkender Gesamtstundenzahl kaum zurückgeht. Unsere Resultate bestätigen damit frühere Ergebnisse (Höpflinger & Charles 1990, Nauck 1987, Coverman 1985) und stellen sie in den systematischeren Rahmen des familialen Phasenverlaufs.[27]

Analytische Zusammenschau

Die bisherigen Ergebnisse weisen darauf hin, dass die Verteilung der Arbeitsstunden, die für das Funktionieren der Familie von den Partnern aufgewendet werden, mit mehreren Faktoren zusammenhängt, deren Gewicht jedoch recht ungleich erscheint. Klassische Statusmerkmale, Statusungleichheiten, Normen spielen eine klar identifizierbare, aber nicht entscheidende Rolle, die weibliche Berufstätigkeit eine deutlich größere, und diese ist ihrerseits stark mit dem Familienzyklus verknüpft. Eine synthetisierende Analyse mit allen als relevant erscheinenden Faktoren soll diese Gewichtung genauer abschätzen; wir führen dafür eine schrittweise multiple Regression durch (Tab. 4). Die unabhängigen Variablen werden in einer Reihenfolge eingeführt, die es erlaubt, auch das relative Gewicht jener abzuschätzen, die von „stärkeren“ Variablen überdeckt bzw. integriert werden; dies gilt insbesondere für die Erwerbstätigkeit, die deshalb als letzte eingeführt wird. Da wir uns hier besonders für den Einfluss der Familienphasen interessieren, beginnen wir mit dieser Variablen. Die anschließende Einführung weiterer, normativer und positionaler Variablen zeigt so, inwiefern diese den Einfluss unserer „meta-statischen“ Verlaufsvariable relativieren. Wir benutzen dabei jeweils parallel die Angaben für beide Partner.

27 Obwohl wir nur Querschnittsdaten analysieren, rechtfertigt die Bedeutung dieses Befundes, unseren Artikel stark auf den Einfluss des Lebensverlaufs auszurichten. Die einschneidende Wirkung der Geburt des ersten Kindes auf die weibliche Erwerbsbeteiligung wird durch unsere seither unternommenen Analysen retrospektiver Längsschnittdaten vollauf bestätigt; diese Befunde werden gegenwärtig zur Publikation vorbereitet.

Tab. 4: Multiple lineare Regression verschiedener Gruppen unabhängiger Variablen auf den weiblichen Stundenanteil für Familienarbeit[28]

	Mod. 1			Mod. 2			Mod. 3			Mod. 4			Mod. 5		
	B	Beta	SigT	B	Beta	SigT	B	Beta	SigT	B	Beta	SigT	B	Beta	SigT
Familien-phasen															
Vorkind	**9,57**	0,24	0,00	**9,13**	0,23	0,00	**9,08**	0,22	0,00	**8,86**	0,22	0,00	**2,48**	0,06	0,17
Schulkind	**10,88**	0,29	0,00	**10,21**	0,27	0,00	**10,18**	0,27	0,00	**9,99**	0,27	0,00	**4,61**	0,12	0,01
Nachschul	**14,43**	0,31	0,00	**13,82**	0,30	0,00	**12,25**	0,27	0,00	**11,97**	0,26	0,00	**7,93**	0,17	0,00
Nachkind	**12,95**	0,32	0,00	**12,74**	0,32	0,00	**10,81**	0,27	0,00	**10,48**	0,26	0,00	**6,81**	0,17	0,00
Familienzu-ständigkeit															
Frau: sie				**2,78**	0,08	0,01	**2,64**	0,08	0,01	**2,70**	0,08	0,01	1,63	0,05	0,09
Mann: er				-1,16	-0,01	0,46	-1,25	-0,02	0,43	-1,19	-0,02	0,45	-0,52	-0,01	0,74
Mütterarbeit															
Frau							-0,67	-0,03	0,26	-0,56	-0,03	0,35	0,45	0,02	0,44
Mann							**-3,27**	-0,16	0,00	**-3,23**	-0,16	0,00	**-2,79**	-0,14	0,00
Bildung															
Frau										-0,36	-0,04	0,19	-0,33	-0,04	0,21
Mann										0,14	0,02	0,60	0,11	0,01	0,67
Erwerbsrate															
Frau													**-0,13**	-0,26	0,00
Mann													**0,06**	0,13	0,00
Konstante	**58,56**		0,00	**57,48**		0,00	**65,95**		0,00	**66,56**		0,00	**67,83**		0,00
R^2	0,052			0,060			0,089			0,090			0,148		

Die Familienphasen (Mod. 1) erscheinen zunächst für das Ausmaß der Ungleichheit der Familienarbeit in den Paaren als stark determinierend. Die Ungleichheit nimmt bei der Ankunft des ersten Kindes markant zu und wächst mit jedem folgenden Phasenübergang weiter, mit Ausnahme der letzten Phase (*empty nest*) in der sie wieder leicht abnimmt, ohne allerdings auf ihr ursprüngliches Ausmaß zurückzukehren. Dies bestätigt unseren bereits exploratorisch ermittelten Befund,

28 Die Familienphasen werden als Dummies eingeführt, mit Ausnahme der ersten, die damit zur Referenzkategorie wird, was auch die Abbildung allfälliger nichtlinearer Zusammenhänge erlauben würde. „Familienzuständigkeit“ bezeichnet die normative Auffassung, bei familialen Organisationsproblemen sei vor allem die eigene anderweitige Tätigkeit reduzierbar *(daher der Vorzeichenunterschied zwischen Männern und Frauen),* „Mütterarbeit“ die normative Dosierung, wie viel Erwerbstätigkeit der Frau mit dem Vorhandensein von Kindern im Haushalt verträglich sei. „Bildung“ ist eine achtstufige Variable hierarchisierter Bildungsniveaus, „Erwerbsrate“ das Ausmaß der Erwerbsbeteiligung in Prozent (von Null bis 100%, nicht kategorisiert, deswegen sind die Betas (Regressionskoeffizienten) so bescheiden). Die abhängige Variable ist eine nicht kategorisierte Prozentzahl. Sie ist zwar nicht völlig normalverteilt, wie es die Regressionsanalyse voraussetzt, aber weitere Analysen (namentlich eine analog durchgeführte logistische Regression) haben ergeben, dass dies die Resultate nicht signifikant beeinträchtigt.

dass die Geburt des ersten Kindes einen wichtigen Einschnitt in der „Strukturgeschichte“ der meisten Familien mit sich bringt, der anschließend relativ stabile, traditionalere Verhältnisse als die vorangehende Phase einleitet. Man könnte bei diesem Resultat einwenden, dass unsere Daten eine präzise Überprüfung eines allfälligen, an sich plausiblen Kohortenwandels nicht zulassen. Demgegenüber haben die Abklärungen, die wir durchführen konnten (Alterskontrolle so weit wie innerhalb der relativ altershomogenen Phasen möglich), kaum Hinweise darauf gegeben, dass es sich tatsächlich um einen Kohorten- und nicht einen Lebenslaufeffekt handeln könnte.[29]

Die normative Einstellung, nach der die Familienimperative alle anderen Aktivitäten der Frau dominieren sollten (Mod. 2), verstärkt ihrerseits die Ungleichheit. Genauer: wenn die Frau für sich familienzentrierten Normen anhängt, ist die Arbeitsteilung ungleicher; wenn der Mann für sich familienzentrierte Normen angibt, geht die Ungleichheit zurück, der Effekt ist jedoch für die männliche Variante nicht signifikant. Mit anderen Worten paraphrasiert: Normen weiblicher Familienzentriertheit seitens der Frau gehen mit größerer Ungleichheit der Familienarbeit einher, Normen männlicher Familienzentriertheit bleiben von der praktischen Arbeitsorganisation im Paar losgelöst. Ferner ist festzustellen, dass die Einführung dieser Variable in die Analyse das Gewicht der Familienphasen nicht reduziert.

Die normative Einstellung der Männer in Bezug auf die zweite Fragestellung, wie weit Mütter von Kindern im Schulalter ihre Erwerbstätigkeit einschränken sollten (Mod. 3), zeigt demgegenüber einen deutlichen Zusammenhang mit der ungleichen Verteilung der Familienarbeit. In Paaren, bei denen der Mann egalitäre Normen äußert (Frau soll Erwerbstätigkeit nicht ganz aufgeben, Mann die seine ebenfalls reduzieren), finden wir deutlich weniger ungleiche Zeitinvestitionen in die Familienarbeit als in den anderen, und zwar besonders für relativ fortgeschrittene Familienphasen (Nachschul- und Nachkinderphase), denn diese Phasen verlieren durch Einführung der normativen Variable an Einfluss. Die normative Einstellung der Frau zur selben Frage ändert dagegen nichts an der innerfamilialen Arbeitsteilung.

Die Bildung (Mod. 4) spielt nach dieser Analyse eine vernachlässigbare Rolle, ihre Koeffizienten sind nicht signifikant und ihre Einführung ändert nichts an der Gesamtkonfiguration. Mit anderen Worten: was immer das Bildungsniveau von Mann oder Frau sein mag, die Verteilung der Familienarbeit variiert in erster Linie mit den Familienphasen und den normativen Einstellungen.

Demgegenüber kommt dem Ausmaß der Erwerbsbeteiligung (Mod. 5) eine höchst gewichtige Rolle zu. Je stärker die Frau ins Erwerbsleben integriert ist, desto weniger ungleich ist die Familienarbeit verteilt. Die Erwerbsbeteiligung des Mannes ist nur halb so einflussreich wie jene der Frau, bleibt aber signifikant, obwohl die Variation der männlichen Erwerbsbeteiligung wesentlich geringer ist und

29 Unsere sonstigen Resultate weisen im Gegenteil darauf hin, dass der relative Egalitarismus junger, nicht verheirateter Paare weitgehend ebenfalls als Lebenslauf- und nicht als Alters- oder Kohorteneffekt zu interpretieren ist. Nur dauerhaft kinderlose Paare (die deutlich älter sind als die als „noch nicht“ verheiratet taxierten) zeigen einen ähnlich hohen Anteil egalitärer Regulationsformen.

stärker durch außerfamiliale Institutionalisierungen bedingt ist (Bildungsbeteiligung bei jungen Paaren, Verrentung bei alten; Arbeitslosigkeit spielt in unserer Stichproben zahlenmäßig eine marginale Rolle). Wichtig ist die Feststellung, dass – im Gegensatz zu den vorher eingeführten – diese Variable einen großen Teil des Einflusses der Familienphasen absorbiert, ebenso den Einfluss der weiblichen Normen in bezug auf die Dominanz der Familienimperative. In diesem Analysemodell unterscheidet sich die Vorschulphase nicht mehr von der Vorkinderphase, die Differenz zwischen diesen beiden Phasen erklärt sich also durch die mit dem Übergang von der einen zur anderen verbundene Reduktion der Erwerbsbeteiligung. Die folgenden Phasen verlieren ihrerseits rund die Hälfte ihres Einflusses. Das große Gewicht weiblicher Erwerbstätigkeit für das Ausmaß innerfamilialer Ungleichheit kann wohl als einer der am längsten und regelmäßigsten bestätigten Befunde der Familienforschung bezeichnet werden; in unseren eigenen Untersuchungen haben wir es seit dem Beginn der siebziger Jahre angetroffen (Held & Levy 1974; für die angelsächsische Literatur vgl. Szinovacz 1987, Shelton 1999, Bielby 1999, für Deutschland Röhler et al. 2000). Die Bedeutung der männlichen Normen bleibt dagegen durch die gleichzeitige Berücksichtigung der beiderseitigen Erwerbsbeteiligung unverändert. Merken wir noch an, dass das Modell 5 mit R^2= ,15 einen vergleichsweise ansehnlichen Erklärungsgrad erreicht, der deutlich höher ist als jener der einfacheren Modelle.[30]

Zwei Feststellungen sind also bemerkenswert. Zum ersten verschwindet der Einfluss der Familienphasen hinter jenem der Erwerbsbeteiligung, namentlich der weiblichen – von der wir allerdings wissen, dass sie markant in Funktion der Familienphasen variiert. Dies darf so interpretiert werden, dass der Einfluss der familialen Phasenabfolge auf die innerfamiliale Ungleichheit nicht nur direkt erfolgt, sondern auch über die – in diesem Sinne zeitlich und kausal zwischengeschaltete – unterschiedlich sich entwickelnde weibliche und männliche Erwerbsbeteiligung.

Zum zweiten hätte man erwarten können, dass die Normen zur weiblichen Erwerbsbeteiligung in nicht vernachlässigbaren Maße die effektiven Arrangements widerspiegeln. Dies ist für die weiblichen Normen auch weitgehend der Fall, während wir für die männlichen keinen derartigen Zusammenhang feststellen. Welches immer das effektive Muster der beiderseitigen Erwerbsbeteiligung ist, behalten die männlichen Arbeitsteilungsnormen ihr strukturierendes Potential: ist der Mann überzeugt, Väter und Mütter sollten sich gleichermaßen um Kinder und Brotverdienst kümmern, so funktioniert das Paar weniger ungleich, ist er dagegen überzeugt, die Mütter sollten in erster Linie für die Bedürfnisse der Familie und insbesondere der Kinder verfügbar bleiben, so funktioniert das Paar tatsächlich ungleicher. Die Überzeugungen der Frauen bleiben dagegen faktisch weitgehend irrelevant. Dies erlaubt den Schluss, es sei weniger die gemeinsam konstruierte, spezifische normative Subkultur des Paares, die seine Binnenwelt strukturiert, als die gleichsam von außen importierten Überzeugungen des Mannes und damit vermutlich größtenteils die in der vorherrschenden Kultur gängige männliche Dominanz.

30 Cohen (1988) weist darauf hin, dass R^2 dieser Größenordnung als mittlerer Erklärungsgrad angesehen werden können und dass deutlich höhere meist nur mittels einer wesentlich größeren Zahl abhängiger Variablen erreicht werden.

Familiale Regulationsstrukturen: ausgehandelt oder aufgezwungen?

Wir sind von vier grundlegend unterschiedlichen Hypothesen ausgegangen, die nicht spezifisch zur Erklärung der innerfamilialen Arbeitsteilung entwickelt wurden, aber auch auf sie bezogen werden können und im übrigen den Vorteil haben, nicht ad-hoc-Charakter zu haben, sondern den Anschluss zu allgemeinen soziologischen Theorien zu ermöglichen. Wir nehmen diese vier Hypothesen abschließend im Lichte unserer Ergebnisse wieder auf, wobei der Rolle, die die Familienphasen spielen, ein besonderes Gewicht zukommt.

1. Die Hypothese der systemspezifischen Autopoiese schließt wohl die Möglichkeit einer gewissen Variation zwischen Paaren ein, postuliert aber keine systematische Verknüpfung dieser Variation mit außerfamilialen Gegebenheiten. Wir haben jedoch deutliche derartige Verknüpfungen gefunden, weniger in der Gestalt der Erwerbsbeteiligung der Partner, die ja der immanenten Paardynamik zugerechnet werden könnte, als in jener der Familienphasen, die ein Ausdruck der institutionellen Verknüpfung zwischen dem System Familie und anderen sozietalen Systemen ist, namentlich des Schul- und Berufssystems. Damit ist zweifellos nicht die These der starken Autopoiese sozialer Systeme insgesamt widerlegt, aber die Familie scheint, entgegen anderweitigen Annahmen, in ihrem realen Funktionieren besonders stark mit dem Funktionieren ihrer institutionellen Umwelt verknüpft zu sein, sodass die These jedenfalls auf sie, in ihrer heutigen Institutionalisierungsform, nicht zutrifft.

2. Die Hypothese der sozialen Konstruktion der familialen Realität durch die sie konstituierenden Partner kann ebenfalls angesichts unserer Resultate nicht *tale quale* gelten. Einerseits widersprechen ihr die soeben angeführten Verknüpfungen mit außerfamilialen Gegebenheiten, welche das Ausmaß der Endogenität als stark eingeschränkt erscheinen lassen. Andererseits widerspricht ihr auch die Einseitigkeit der gefundenen Strukturierungspotentiale weiblicher und männlicher Normen über die Gestaltung der innerfamilialen Arbeitsteilung, denn nichts an der These von Berger und Kellner weist auf eine derartige Geschlechtsdifferenzierung hin. Wenn von einer Konstruktion der familialen Organisationsform gesprochen werden kann, so stellt sich diese asymmetrisch als vorwiegend durch männliche Normen bestimmt dar.

3. Die ressourcentheoretische Hypothese erfährt eine höchst bedingte und relativ schwache Bestätigung. Wir haben in unseren Explorationen gesehen, dass Statusmerkmale allgemein Korrelationen mit der innerfamilialen Ungleichheiten eingehen, die zwar der Ressourcentheorie entsprechen, aber relativ schwach bleiben. Wir haben nur die Bildungsvariable in die abschließende Analyse einbezogen, weil diverse Versuche gezeigt haben, dass es sich dabei um die bedeutungsvollste Statusdimension handelt. Aber selbst diese Variable erreicht in der Regressionsanalyse kaum signifikante Werte, deren Vorzeichen allerdings wiederum mit der Ressourcentheorie konform gehen: höhere Bildung der Frau reduziert tendenziell die interne Ungleichheit, höhere Bildung des Mannes verstärkt sie.

4. Die vierte unserer Hypothesen, die wir mangels Daten nicht direkt in die Analyse einbeziehen konnten, aber dennoch mitberücksichtigen wollen, scheint aufgrund unserer Resultate zumindest eine erhebliche Plausibilität zu haben. Sie geht davon aus, dass Paare sich nicht im sozialen Isolat organisieren, sondern in einer institutionell strukturierten Umwelt, deren Beschaffenheit wesentlich mitbedingt, in welchem Ausmaß die normativen Überzeugungen der Partner realisiert werden können. Der wichtige Stellenwert der Familienphasen ist der direkteste Hinweis auf die Gültigkeit dieser Hypothese: er zeigt, dass die Partnerinnen *de facto* recht systematisch prioritär familiale Bedürfnisse bedienen, während die Partner sich in erster Linie der Logik ihrer Erwerbstätigkeit unterstellen. Dies entspricht sehr genau der These der komplementären, geschlechtszugeschriebenen Masterstatus, die von Krüger & Levy (2000) entwickelt wurde. Gemeint ist damit nicht das üblicherweise mit „doing gender" bezeichnete Phänomen der interaktiven interindividuellen Reproduktion von Geschlechterdifferenzen, sondern ein *institutionelles doing gender*, das die strukturelle Umwelt sich bildender Paare und Familien kennzeichnet und rational ihre Organisationsform wählenden Paaren traditional ausgerichtete Entscheide zumindest stark nahe legt, bzw. Paarstrategien, die gegen die strukturell induzierten Regeln verlaufen, mit hohen Penalitäten belegt.[31]

5. Zu guter Letzt haben wir eine simple Hypothese männlicher Vorherrschaftsbehauptung mitgeführt, die wir nicht ausführlich begründet haben, die wir aber als kombinierten Ausfluss der gesellschaftlich dominierenden Geschlechterkultur und des damit synchronen Funktionierens der wichtigen außerfamilialen Institutionen betrachten – gewissermaßen als Statthalterin der generalisierten Patriarchalität heutiger Gesellschaften. Soweit diese Hypothese auf soziale Vorgänge abstellt, die ihren Ursprung nicht im einzelnen Paar haben, erlauben unsere Daten ihre Abklärung nur beschränkt. Zumindest der Befund, dass männliche Normen deutlich stärkere Strukturierungswirkung auf die innerfamiliale Arbeitsteilung haben als weibliche, wenn sie nicht gegen das selten thematisierte geschlechtsbezogene Masterstatutsprinzip gerichtet sind, sondern mit ihm übereinstimmen, kann jedoch als relative direkte Bestätigung dieser Diskriminationshypothese gelten.[32]

Unsere Resultate zeigen allgemeiner, dass außerfamiliale Faktoren für das Verständnis der innerfamilialen Regulation nicht vernachlässigbar sind, sondern im Gegenteil gewichtige Strukturierungsfaktoren darstellen und insofern wohl auch bei Änderungsversuchen zentrale Ansatzpunkte sind. Als zwei besonders wichtige Elemente erscheinen dabei die Erwerbspartizipation der Partner und das Ausmaß der Belastung, die die phasentypische Anwesenheit von Kindern im Paar mit sich bringt. Beides hängt nicht in erster Linie von Einstellungen der Partner ab, sondern

31 Vgl. Bürgisser 1998 und Merz 1996 für eine systematische Ausleuchtung des schweizerischen Kontexts unter diesem Gesichtspunkt. Einen Vergleich Großbritannien/USA in derselben Perspektive unternimmt Morris 1990.

32 Unsere Resultate sind mit den zusammenfassenden Feststellungen über amerikanische Studien durch Shelton (1999) konsistent, wonach männliche Geschlechterstereotypen in Paaren sich stärker auf die von der Frau für Familienarbeit aufgewendete Stundenzahl auswirken als auf jene des Mannes.

von der Verfügbarkeit und dem Funktionieren außerfamilialer gesellschaftlicher Institutionen. Damit ist genereller das sozialpolitisch regulierte sozietale Geschlechterregime angesprochen, das nach verschiedenen Kriterien in der Schweiz als liberal im Sinn der Wohlfahrtsstaatsanalysen von Esping-Andersen (1999) und Korpi (2000, vgl. auch Boje 2000, Pinnelli et al. 2001, spezifischer zur Schweiz Baumgartner & Fux 1998, Levy 2002) anzusprechen ist. Liberale bzw. marktorientierte Wohlfahrtsstaatsregime sind sehr individualistisch, zeichnen sich durch besonders wenige und selektiv gezielte wohlfahrtsstaatliche Interventionen aus und geben besonders ausgeprägten Geschlechterungleichheiten Raum. Angesichts dieser Zusammenhänge ist die allgemeine Schlussfolgerung gerechtfertigt, familiale Prozesse seien nicht nur insofern auch mit außerfamilialen Vorgängen in Beziehung zu sehen, als gewissermaßen mikrostrukturell jedes Paar eine identifizierbare Verortung in der Sozialstruktur hat, die seine Optionen und Strategien rahmt, sondern auch mit makrosozialen und insbesonderen makropolitischen Regulationen, die direkt oder indirekt diese Rahmung bedingen.

Wir haben eingangs unsere Arbeit in den sehr allgemeinen Zusammenhang endogener versus exogener Einflussfaktoren gestellt. Die langfristige Entwicklung soziologischer Spezialgebiete birgt die Gefahr übertrieben endogenistischer – und damit im Fall der Familie oft auch individualistischer – Erklärungstendenzen in sich, die nicht nur in erkenntnisstrategischer Hinsicht problematisch sind, sondern auch sozialpolitisch, weil sie die ohnehin vorherrschende individualistische Kultur in den Gegenwartsgesellschaften verstärken und damit Strukturblindheit fördern. Entsprechende Kontroversen deuten immer wieder auf die Brisanz dieser Problematik hin (vgl. z.B. die Kontroverse um die Interpretation verschiedener nationaler Muster weiblicher Erwerbsbeteiligung: Hakim 1991 versus Crompton & Harris 1998). Unsere Resultate unterstreichen die Bedeutung extrafamilialer Faktoren, nicht nur in der Gestalt der ungleich miteinander gekoppelten Erwerbstätigkeiten der Partner, sondern auch in jener der stark familienextern mitgeformten Familienphasen und mithin der ebenfalls miteinander „gelinkten“ weiblichen und männlichen Lebensläufe. Bei aller gebotenen Vorsicht gegenüber soziologistischer (auch individualistischer) Voreingenommenheit zeigt sich hier der heuristische Wert des systematischen Einbezugs von Kontextfaktoren und einer Verlaufsperspektive.

Literatur

Baumgartner, A. D. & Fux, B., Papa, Mama und der Staat: Welche familienpolitischen Leistungen brauchen Familien mit Kleinkindern? In: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Hrsg.), Startbedingungen für Familien. Pro Juventute, Zürich 1998, 295-318.

Beck, U. & Beck-Gernsheim, E., 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp (edition suhrkamp, Neue Folge Band 816).

Beck, U., Giddens, A. & Lash, S., 1996: Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beer, U., Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Campus, Frankfurt/Main 1984.

Berger, P. L. & Kellner, H., Marriage and the construction of reality : An exercise in the microsociology of knowledge. Diogenes 1964, 46, 1-32.

Bertram, H. (1991). Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. Opladen, Leske + Budrich.

Bielby, D. D., Gender and family relations. In: Janet Saltzman Chafetz (ed.), Handbook of the sociology of gender. Kluwever, Dordrecht / Boston / London 1999, 391-406.

Boje, T. P. & Almqvist, A., Citizenship, family policy, and women's pattern of employment. In: Boje, T. P. & Leira, A. (Hrsg.), Gender, welfare state and the market. Routledge, London 2000.

Born, C., Krüger, H. & Lorenz-Meyer, D., Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Sigma, Berlin 1996.

Bürgisser, M., Wie Du mir, so ich Dir. Bedingungen und Grenzen egalitärer Rollenteilung in der Familie. Rüegger, Chur/Zürich 1998.

Cohen, J., Statistical power analysis for the behavioral sciences. Erlbaum, Hillsdale, NJ 1988[2].

Coverman, S., Explaining husbands' participation in domestic labor. Sociological Quarterly 1985, 26, 81-97.

Crompton, R. & Harris, F., Explaining women's employment patterns: „Orientations to work" revisited. British Journal of Sociology 1998, 49(1), 118-136.

de Singly, F. (Hrsg.). La famille. L'état des savoirs. Paris, La Découverte 1991.

Esping-Andersen, G., Social foundations of postindustrial economics. Oxford University Press, New York 1999.

Freudenthaler, H. H. & Mikula, G., From unfulfilled wants to the experience of injustice: Women's sense of injustice regarding the lopsided division of household labor. Social Justice Research 1998, 11(3), 289-312.

Gershuny, J. & Robinson, J. P., Historical changes in the household division of labor. Demography 1988, 25, 537-552.

Hakim, C., Grateful slaves and selfmade women: Fact and fantasy in women's work orientation. Europen Sociological Review 1991, 7(2), 101-121.

Held, T., Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse. Luchterhand, Neuwied 1978.

Held, T. & Levy, R., Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz. Huber, Frauenfeld/Stuttgart 1974, 1983[2].

Hettlage, R. (1992). Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. München, Beck.

Höpflinger, F. & Charles, M., Innerfamiliale Arbeitsteilung: Mikrosoziologische Erklärungsansätze und empirische Beobachtungen. Zeitschrift für Familienforschung 1990, 2(2), 87-113.

Joye, D. & Schuler, M. (1995), Die schweizerische Sozialstruktur. Sozioprofessionelle Kategorien. Bern, Bundesamt für Statistik.

Kellerhals, J., Montandon, C. et al., Les stratégies éducatives des familles. Milieu social, dynamique familiale et éducation des pré-adolescents. Delachaux & Niestlé, Neuchâtel 1991.

Kellerhals, J., Coenen-Huther, J. & Modak, M., Stratification sociale, types d'interactions dans la famille et justice distributive. Revue française de sociologie 1987, 28, 217-240.

Kellerhals, J., Levy, R., Widmer, E., avec la collaboration de Michèle Ernst & Raphaël Hammer, Cohésion, régulation et conflit dans les familles contemporaines. Seismo, Zürich 2002 (im Erscheinen).

Korpi, W., Faces of inequality: Gender, class, and patterns of inequalities in different types of welfare states. Social Politics 2000, 127-191.

Krüger, H. & Levy, R., Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs. Berliner Journal für Soziologie 2000, 3, 379-401.

Levy, R., Politiques sociales en matière de genre?. In: Knüsel, R. (Hrsg.), Politiques sociales en Suisse. Réalités sociales, Lausanne 2002 (im Erscheinen).
Levy, R., Le sexe de la science: masculin, féminin ou neutre? In: Brander, S., Schweizer, R. J., Sitter-Liver, B. (Hrsg.), Geschlechterdifferenz und Macht. Reflexion gesellschaftlicher Prozesse, Bern 2001, 247-263.
Luhmann, N., Die Gesellschaft der Gesellschaft. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1997.
Luhmann, N., Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Suhrkamp, Frankfurt/Main 1984.
Merz, M., Lohnt es sich für Schweizer Frauen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen? Auswirkungen institutioneller Rahmenbedingungen auf die Entscheidung zwischen Familie und Beruf. Zürich: Seismo, 1996.
Messick, D. M., Equality as a decision heuristic. In: B. A. Meller & J. Baron (Hrsg.), Psychological perspectives on justice: Theory and applications. Cambridge University Press, New York 1993.
Mikula, G., Freudenthaler, H. H., Brennacher-Kröll, S. & Schiller-Brandl, R., Arrangements and rules of distribution of burdens and duties: The case of household chores. European Journal of Social Psychology 1997, 27, 189-208.
Morris, L., The workings of the household. A US - UK comparison. Polity Press, Cambridge 1990.
Nauck, B., Erwerbstätigkeit und Familienstruktur. Eine empirische Analyse des Einflusses außerfamilärer Ressourcen auf die Familien. Deutsches Jugendinstitut, Weinheim/München.
Pinnelli, A., Hoffmann-Nowotny, H. J. & Fux, B., Fertility and new types of households and family formation in Europe. Council of Europe, Strasbourg 2001.
Powell, W. W. & DiMaggio, P. J. (Hrsg.), The new institutionalism in organizational analysis. University of Chicago Press, Chicago 1991.
Röhler, H., Steinbach, A. & Huinink, J., Hausarbeit in Partnerschaften. Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften. Zeitschrift für Familienforschung 2000, 12(2), 21-53.
Samuelson, C. D. & Allison, S. T., Cognitive factors affecting the use of social decision heuristics in resource-sharing tasks. Organizational Behavior and Human Performance 1994, 58 (1), 1-27.
Shelton, B. A., Gender and unpaid work. In: J. Saltzman Chafetz (Hrsg.), Handbook of the sociology of gender. Kluwer / Plenum, New York 1999, 375-390.
Szinovacz, M. E., Family power. In: Sussmann, M. B. & Steinmetz, S. K. (Hrsg.), Handbook of marriage and the family. Plenum Press, New York and London 1987, 651-693.
Vaskovics, L. A., Wiederentdeckung familialer Lebenswelten – ein Trend? In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.), Familie – Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue (Sonderheft 3, 1994): 4-17.

Anschrift der Autoren:

Prof. René Levy / Michèle Ernst
Institut d`anthropologie et de sociologie
Faculté des sciences sociales et politiques
Université de Lausanne
CH-1015 Lausanne
Schweiz

Email: rene.levy@ias.unil.ch,

michele.ernst@mail.enpc.fr